

Der Koch.

Aus dem Schreiben von Paul Maria ...

Dem Hohen Kammerkruzer mit seinen dringenden Kanonen-Schländen hatte der Sturm jüngst die Tafelecke zerhaut und sogar den tropig und sicher am Herd aufgeschlagenen Flaggenschloß zerbrochen...

Die Bemannung der "Berenice" hatte auch ihren "Schwarzfischer", der ein Unglück prophezeite, als in der Sturmesecht urplötzlich, nach glücklich überstandener Gefahr, ein Feuerchein unheimlich aufloderte an Masten und Masten...

Trotz des bösen Wahrzeichens lag die "Berenice" in der nächsten Woche unberührt und geborgen vor Anker in einem herrlichen Hafen des Mittelmeeres, den das Schiff angelaufen, um einen König überreicher Lande an Bord zu nehmen...

Dies Ereignis bildete beargwöhnliche Weile den Gesprächsstoff vom Kommandanten bis zum bedienenden Raat hinab. Hauptächlich weil man noch immer nichts des Näheren erfahren konnte...

Da beschloß der Kommandant ans Land zu fahren, um sich beim Konsulat Rath zu holen. Er benutzte die kühleren Morgenstunden und wollte über Mittag ausbleiben.

Die Offiziere hatten demnach allein geblieben und saßen beim schwarzen Kaffee höchst gemütlich in ihren bequemen weissen Bordstühlen beisammen, als ein Matrose hereintrat und athemlos meldete, daß ein Boot vom Lande absehe mit direktem Kurs auf die "Berenice".

„Wird der Kommandant sein, der früher zurückkehrt.“

„Unmöglich in solch' heißer Stunde!“, „Himm! Es wird doch nicht der König sein!“ Klang es wie durchscheinend.

Da fürzte auch schon der Wachoffizier in eigener Person herunter und meldete, daß eine Dampfbarke mit dem Namen „Erethion“ über dem Flaggenschloß sei, und daß man in der nationaler Gala gekleideten, ordengeschmückten König durch das Fernrohr bereits deutlich untersehe.

Alle hob auseinander, um sich rasch en parade zu werfen. Der rangälteste Fregattenkapitän übernahm den Oberbefehl für den zum Unglück abwesenden Kommandanten und eröffnete seine heikle Mission damit, daß er sich den schwarzen Kaffee auf die weissen Beintische schützte, was hauptsächlich die vorläufige Bemerkung des Kadetten verursachte, der den vorgeschriebenen Empfang unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht berechtigt fand, da ja der König in Zivilkleidung eintreffen sollte.

Wären hätte der heißblütige Dolmatiner das Bückchen mögen, als er jorntbrannt ausrief: „Solch' ein König folgt seinen Launen und keiner diplomatischen Verfügung!“

Um so herrlicher lauteten seine Befehle zum würdigen Empfang der „Erethion“: „Kanonen salben, Flaggengala, Kanonen salut. Alles sollte strick innig gehalten werden.“

Jorn und Aufregung zitterten so gewaltig in dem Interims-Kommandanten nach, daß er sich kaum anzubeden vermochte. Sein Bürsch, ein Tölpel sondergleichen, reichte ihm auch noch die zur Schonung der Gelborten auf der verletzten Seite aufbewahrten Beintische wie sie waren, dar. Auf sein ungeduldiges: „Umkehren, umkehren!“ dreht sich der Bürsch distret um, in der Meinung, der Herr Fregattenkapitän schaue sich vor fremden Blicken Toilette zu machen.

Nach glücklicher Ueberwindung aller Hindernisse stand er auf Deck; die sommerliche Hitze treibt ihm das verlorne Raß immer wieder auf die Stirne. Hauptächlich bewegte ihn aber der Gedanke, was er dem König sagen sollte und wie er wohl mit ihm sprechen werde, da der Niedermann ein echter Seebär alter Schlages, die zum Empfang vorgeschriebene Diplomatenprache, das fatale Französisch nicht kannte.

Der Anblick des in adelvoller Haltung und voller Parade auf Deck versammelten Offiziersstabes mit dem fatalen Kadetten in denoter Rangordnung — der

Kerl sprach ein beneidenswertes Französisch — brachte ihn fast noch mehr um die doch so nötige Haltung; denn die Dampfbarke mit der „Erethion“ war inzwischen so nahe herangefahren, daß die ersten Kanonenschalben bereits ertönten.

Sämtliche Masten der Empfangsfeierlichkeiten wurden mit rühmensewerther Präzision ausgeführt. Die Flaggen flatterten von allen Masten, die Matrosen hielten wie aus Erz gegossen, Kopf an Kopf auf ihren luftigen Posten und ihr lautstichendes „Hurrah“ dröhnte mit den Kanonenschalben um die Wette durch die schwüle Sommerluft. Von der Höhe der Fallreppstreppe, Feuerbord, wie sich's ziemt, blüht der Fregattenkapitän auf der Spitze der Offiziere sorgenschwer auf die in Rauchwolken geküllte Barke, die zu aller Erstauen den Panzerstoß umschifft und — dahord anlegt.

„Das auch noch!“ murmelt der rasch hinüberstürzende Fregattenkapitän, den die Sonnenstrahlen auf der Bordbordeite derartig blendeten, daß er kaum zu sehen vermag, wie eine imponierende Männergestalt bereits auf Deckhöhe auftaucht und endlich auch in geradezu blendender Ordenspracht vor ihm steht. Jegliche Ansprache bleibt dem Erregten in der Kehle hängen. Er vernimmt sich so tief, daß er mit dem Kopf an ein anderes Haupt anrennt, das sich ebenso tief verneigt, gerührt über den großartigen Empfang, der dem — König zu Theil geworden.

Entsetzt taumelt der Fregattenkapitän zurück, und daß ihm dies Unglück nur das Sanct Elms-Feuer „eingebrocht“, glaubt der alte Seemann selbstenf.

Die Schurpreis-Party.

31st New York, September de zwanzigste d. Mts. Jnnings-Staats-Ruhspäper, New York N. S. atroz die Britsch.

Mister Editer! „Bramingen ob-leitliches.“ So seggt mer abroad, wann mer frentlich talst. Des kann mer aach net helte. Wann mer zu die Bramingente belangt, da muß mer mitthin un um Ex-pentes derf mer dann aach nix gewwe.

Nämlich, seit daß mer wieder hier sein, da krieger mer fort-während Huldbunge un wern gefeiert. Vor e paar Däg is es der Akti vun der Misses Meyer (sie hot wieder auf-gemacht mit der Misses Meyer, die Akti) un vun e paar Scor annerer Ladies heimlich gefekt worn, daß mir Schur-preist wern sollte.

Ich persönlich hen vum Tschalli en sehr deutliche Hint vun der bevorstehende Schurpreis krieger, bei daß er mir geogt hot, ich muß en extra große Supplei vun Weins, Vikors un Siggars eilege, wo er natürlich mir zu Sakreifeis-Preises selner geoffert hot.

Nämlich die Gidie vun so erer Schurpreis-Party die is, daß Jeder, wo bei dem Schurpreis Aelomplish un Mitschuldiger is, was mitbring.

In Konsequenz vun dem erpeltete Mitgebrachte hot sich in mein Haus schon seit vier Däg e sieberhafte Tätig-keit entfaltet. Es is gebade un ge-focht un eigemacht un eigelaunt worn wie verrückt. Mei Part vun der Schurpreis war of course, derzu ze tende, daß in mein Stad die Deliber-Wa-gons vun Weggoods-Büfener fort-während in erer Stauung worn.

Well, es war e großartige Affair. Es worn fünfsechzig Herrn un neimeh-funfwegzig Ladies da. Jeder hot was in eme Västet oder im Povierche mitge-bracht. Es war grand. Es war werlich grand un no Misshäl. Vun die Spiet-sche, wo gehalte worn sein, will ich nix sage. Answer, was geesse un ge-trunte worn is, Mister Editer, des is, wo die Grandezza vun der Sach erzie himml. Mir hawwe ungesfahr fünfzig Schinte (als importiert gelabete), zehn Junge, zehn Kamambart (des is im-portierter Limburger), Käring, Sar-delle un sonstige Sache gehatt. Es is Alles aufgesehe worn. Des heist — ich will net lüge, Mister Editer. Nämlich: Der Schurpreis-Party konflikt hauptsächlich da drein, wie viel mehr die Schurpreiser beim Weggehn in ihre Västets ein-eitriege lönnen, als wo sie mit drein ge-bracht hawwe. Des is nämlich werlich schurpreissig.

Wie die Party ze End war, da hot sich erausgestelt, daß im Ganze mitge-bracht war: zehn Pfund Sponge Cake, fünfzig Bückche Sardins (vun der Siuwe Gents Wareirety), elf kleine Bäckher Limburger, sinwegeh Päckher Sig-garn (Gheroots, fünf für zehn Gents, mit Bändcher drumrum gemacht), dreidreißig Battels Kalifornier Weis-weiz, wo e Expert derzu gehört, un en vun Wineger weggenne, dreizeh Battels Bier un zwei Battels Whisky (verdämmt).

Des Rührende vun der Schurpreis-Party worn, daß sie alle Sache, wo sie selwer mitgebracht hawwe, sein ge-lasse hawwe, während daß sie Alles, was vun mein Haus geliefert worn is, gegesse oder mitgenomme hen. Vun der Kapassität vun die Västets könne Sie

sich en Begriff mache. Mister Editer, daß jeder presente Mann, Frau oder Kind fünfzig Pfund Stoff geesse un neunez Battels Bier, Wei un Whisky getrunke hawwe müßt, wann net die Modichority vun die Goods mitge-nomme worn wär, vun die hunnert-sinwegeh Siggars per Kopf gar net ze rede.

Answer e grand Affar was es an-ibau. Des heist wenigstens so lang, wie es gedauert hot. Of course, heint, wie ich aussagange bin, da hen ich so über-all e Bückche was gehört, wo drauf enaus gelaufe is, daß net genug ze esse da gewese wär, daß des Esse, wo da war, kintig war, der Wei fauer un sunk so plesente Karmark. Well des macht nix. Ich hen mich antihau sehr geebzt geföhlt.

Ihne die nämliche Huldbunge wünschend sein ich mit Rigards Yours

John Kitch, Esq. Wollte Sie so gut sei un der Gruel Soffeiert for die Bridtischen of Keni-mals un Chidren e Koffel drappe, sie soll de Schurpreis-Esse-Stoff abhole losse, damit mei Hund net vun eme verdiente Schicksalschlag betroffe werd.

Dewey-Geschichten.

Als Dewey als Exekutiv-Offizier auf der „Colorado“, dem Flaggenkreuzer des Admirals Farragut, diente, hatte man Veranlassung, zwei Matrosen wegen eines geringen Vergehens in das als „Brieg“ betannte Schiffsgefängnis einzusperrern.

Als Dewey bald darauf auf seiner üblichen Inspektions tour an dem Gefängnisraum vorbeikam, hörte er, wie einer der Arrestanten halblaut sagte: „Nun, ich habe wenigstens einige Streichhölzer bei mir, die man bei Durchsichtung meiner Kleidung übersehen. Ich werde den alten Kästen in Brand fieden.“

Demen sagte kein Wort, sondern begab sich an Deck und zog die Feuer-glocke. Sobald die Mannschaft mit den Löscharparaten angetreten war, gab er Befehl, die Schläuche auf das Gefängnis zu richten, bis die Gefangenen, welche ertrinken zu müssen glaubten, Notrufe ausstießen. „Feuer ist aus“, kommandierte er dann und als er weiterging, sagte er: „Die Streichhölzer werden inzwischen wohl ziemlich feucht geworden sein.“

Wenige Wochen nach der Schlacht von Manila erhielt Dewey ein Schreiben von einem Patrioten in Chicago, welcher bat, der Admiral möge ihm die Stiefel schicken, die er trug, während er das Geschwader Montejos's in den Grund gesunken ließ. Dem guten Wanne wurde in höflicher Weise mitgeteilt, der Admiral besitze mehrere Paar Stiefel und wisse thatsächlich nicht mehr, welche es waren, die er an dem bedeutungsvollen Sonntage trug. „Ob diese Antwort wohl genügt“, sagte Dewey dann zu einem seiner Offiziere, „oder ob der Mann jetzt meine sämtlichen Stiefel verlangen wird. Bei Einem, der das Sammelsieber hat, muß man auf Alles gefaßt sein.“

Admiral Dewey ist ein großer Kinderfreund. Der Kapitän eines der Schiffe seines Geschwaders traf ihn an seinem Arbeitstische in der Kajüte der „Olympia“ und sah, daß er einen Berg von Photographien und Briefen vor sich liegen habe.

„Was soll dies Alles bedeuten?“, fragte der Kapitän.

„Die Schreiben kommen von Leuten, die ihre Kinder nach mir taufen wollen“, sagte der Admiral lächelnd, „was soll ich den „Babies“ nur zum Geschenk machen?“

„Nichts, garnichts“, sagte der Offizier, „Sie werden sich doch durch solche Mäthen - Schenkungen nicht ruinieren wollen.“

Dewey bestand darauf, daß er Geschenke verdingen müsse.

„Dann warten Sie wenigstens, bis wir nach den Ver. Staaten zurückkommen.“ Dort konnten Sie Ihre Einkäufe zu Engros-Preisen machen und das Porto ist billiger“, meinte der Offizier lächelnd im Scherz.

Dewey aber fand den Vorschlag gut, sagte ihn ernsthaft auf und sagte: „Ihre Idee ist gut, die werde ich befolgen.“

Admiral Dewey's Gattin farb vor ungefahr fünfundsünfzig Jahren. Nach dem Verlust seiner Gattin, mit welcher er in glücklichster Ehe gelebt, hatte sich das Wesen des sonst stets heiteren Mannes sehr geändert und fast niemals kam der Name der Verstorbenen über seine Lippen, gleichsam als fürchte er sich, die nie heilende Wunde seines Herzens zu berühren. Einst hörte er aber im „Army and Navy Club“ zu Washington zwei junge Leutnants der Marine in ihrer Unterhaltung es tief beklagen, daß sie zu einer dreijährigen Reise abkommandirt seien. Die Beiden waren erst seit wenigen Wochen verheiratet und kamen in ihrer üblen Laune überein, daß es eigentlich für einen Seemann, der lange Zeit Laufende von Knoten weit von seiner Gattin weilen muß, überhaupt keinen Zweck habe, ein Ghemann zu werden.

„N! man drei Jahre fort gewesen, so muß man ja seine Frau erst wieder von Neuem kennen lernen, das ist doch schnurrig“, meinte der Eine.

Hier wurde das Gespräch plötzlich von Demen unterbrochen, welcher sagte: „Sie irren sich, meine Herren. Das Wiederzusammentreffen nach der Trennung ist das schönste Erlebnis, welches sich uns bieten kann.“ Hier wurde er ernst, „eine dreijährige Trennung ist nur kurz im Vergleich zu einer auf Lebenszeit.“

Hier breitete der Witmer in der Marineuniform seine Zeitung aus, als wollte er sein Gesicht den jungen Männern verbergen.

Wieder etwas vom „Dauphin“.

Das Schicksal des Dauphins Ludwig XVII. beschäftigt noch fortgesetzt die französischen Gelehrten. Die Ansicht, daß das Kind, das unter seinem Namen im Temple gestorben ist, nicht der echte Dauphin gewesen ist, gewinnt neuerdings wieder an Verbreitung. In der letzten Nummer der Zeitschrift „La Plume“ wird mit einer großen Fülle historischer Dokumente der Nachweis versucht, daß in der That Ludwig aus dem Temple entnommen ist und an seiner Stelle ein anderes Kind untergebracht worden ist. Der Hergang wäre demnach der folgende gewesen: In der zweiten Etage des Templethurms wurde zu Ende des Jahres 1794 ein Kind gefangen gehalten, das den Namen „Charles Louis Capet“ führte und der ehemalige Dauphin sein sollte. Seit dem November dieses Jahres aber wurde der wirkliche Dauphin in einer Dachkammer in der vierten Etage des selben Gefängnisses verborgen gehalten; das Kind, das man an seiner Stelle untergebracht hatte, war ein gewisser Tardif. Vorhichtigerweise hatte man einen Taubstummen für diese Rolle gewählt. Da indessen seine Stummheit, die in einem starken Kontrast zu der Lebhaftigkeit des echten Dauphins stand, auf die Dauer sehr auffällig werden mußte, so erlegte man Tardif durch ein zweites Kind, dessen Mutter Sänglerin hieß. Es war dies ein armes strophisches Kind, das am 8. Juni 1795 farb. Gerade dieser Tod des untergehobenen Dauphins ermächtigte es aber, den wirklichen, der noch immer in der vierten Etage versteckt gehalten wurde, aus dem Gefängnis fortzuschaffen. Der Leichnam des kleinen Leininger war in dem noch geöffneten Sarge im Erdgeschoß aufgestellt worden. Zu der Zeit, da er fortgebracht werden sollte, hob man die Leiche aber heraus und legte den Dauphin, der durch eine Arznei in einen tiefen Schlaf versetzt worden war, an seine Stelle. Der Sarg wurde dann geschlossen und zu dem Friedhof Sainte-Marguerite gebracht, wo er beerdigt werden sollte. Während der Fahrt wurde der Dauphin durch einen Mann, der sich in dem Wagenlasten versteckt hatte, aus dem Sarge befreit und der leere Sarg mit Gewichten beschwert. Nach dem Begräbnis führte derselbe Wagen den Mann und das Kind zu einem Hause in der Rue de Seine, wo sie bei der Wittive eines der am 10. August getödteten Schweizer Unterleutnant fanden. Das ganze Mandat, das eben nur nach außen den Schein wahren konnte, ging von Barros aus, für den der Dauphin eine werthvolle Geisel werden sollte. Für alle die Jüge dieser etwas romantisch klingenden Geschichte wird eine Reihe von Beweisen beigebracht, die im einzelnen anzuführen, hier zu weit führen würde. Was aber dann aus dem wirklichen Dauphin geworden ist, und ob nicht vielleicht einer der zahlreichen falschen Ludwige doch der echte gewesen ist, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen.

Neues aus Alt-Paris.

Der untere Theil der Rue de la Banque bei dem Carrefour des Pittis Champs in Paris, der einen gefährlichen, den Verkehr störenden Engpaß bildet, wird demnächst unter der Spitzhade der Bauarbeiten verschwinden. Diese dem Abbruch bestimmten Häuser sind auf dem Grundstücke des ehemaligen Hotels Bouillon errichtet worden, das nach Plänen Mansarts in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut worden war. In ihm wohnte auch Maurice Godereux, Herzog von Bouillon, der im Jahre 1662 Maria Mancini, eine der Nichten des Kardinals Mazarin, heirathete. Diese 15jährige Herzogin verarmte in dem Palast eine kleine Akademie um sich, der u. A. Segrais, Bergerade, Menage und Madame Deshoulières angehörten. Das Hotel ging dann aus den Händen der Familie Bouillon in die der Duras über, darauf an den Herzog von Charost, der es an den Marquis de La Ferriere verkaufte; dieser endlich überließ es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dem Maurermeister Bosquier, der die nunmehr zum Abbruch bestimmten Häuser auf dem Grundstücke erbaute. Eines von ihnen, das die Nummer 2 der Rue des Petits-Champs führt, hat ein für viele Pariser unerschöpfliches Aushängeschild. Es zeigt nämlich die Inschrift: „L'homme de la Roche de Lyon“. Die Erklärung dafür ist indessen ganz einfach. Der „Felsenmann von Lyon“, dessen Namen das das Haus führt, ist ein Deutscher gewesen, der in Nürnberg im Jahre 1485 geborene Johann Fleberg, ein berühmter Kriegsheld unter Franz I., der sich nach Lyon zurückgezogen und sich dort wegen seiner großartigen Freigebigkeit einen allgemein verehrten Namen ge-

macht hatte. Er stammte alljährlich 25 arme tugendhafte Mädchen mit einer Summe von je 300 Eubres — ein Vermögen für jene Zeit! — aus, rettete die Stadt vor einer Hungersnoth, gründete ein Hospital und farb in Lyon im Jahre 1546. Die Bewohner von Lyon errichteten ihm ein Denkmal in dem Viertel La Roche, in dem er gewohnt hatte, und ließen es im Laufe der Zeit zweimal restauriren. Johann Fleberg lebte somit im Volksmunde unter dem Namen „L'homme de la Roche“ weiter und als ein Ehrender Bürger zu Ende des vorigen Jahrhunderts einen Wurfsladen in dem Hause der Rue des Petits-Champs in Paris eröffnete, stellte er ihn unter den Schutz des in Lyon hochverehrten Nürnbergers Johann Fleberg, des Felsenmannes.

Victor Emanuel auf der Jagd.

Die Fürsten aus dem Hause Savoyen sind leidenschaftliche Jäger. König Victor Emanuel jagte mit Vorliebe auf den Eisbähngen der Alpen und in den Alpeninnen. Geleitet wie ein Wild-dieb, verfolgte er die Gemsen in schwindigen Höhen, woher ihn selbst die Unerfrockenen nur zögernd begleiteten. Zuweilen jagte er auch allein, und sah sich nicht selten gezwungen, in einer armen Bauernhütte ein Nacht-quartier zu suchen. Bei solchen Gelegenheiten erfuhr er oft recht interessante Dinge über seine Regierung und seine Beamten. Die Daily News hat jüngst eine Menge Jagdabenteuer des „regalantuemo“ veröffentlicht. Eines Tages befand sich Victor Emanuel allein in einem entlegenen Winkel der piemontesischen Berge, trat in eine Almhütte und bat die anwesende alte Frau um ein Glas Milch. Er trübte ein Gespräch mit ihr an und fragte sie, was er für sie thun könne. Die Alte erwiderte: „Sie kommen mir gerade recht, Sie könnten mir wohl den Jltis schießen, der meine Hennen und gewiß auch meine Käze umgebracht hat.“ „Wohin Sie denn ganz allein in dieser Gütte?“ fragte der König weiter. „Ja, mein Herr, bis vor einigen Tagen war mein Enkel noch bei mir, aber er wurde einderufen, jetzt müssen ja alle jungen Leute Soldaten werden. Gekern hat er mir geschrieen und am nächsten Sonntag kommt der Schullehrer zu mir, der soll mir den Brief vorlesen.“ Darauf ließ sich der König das Schreiben zeigen, merkte sich die Nummer des Regiments, in dem der Enkel der Alten stand, und verließ endlich die Hütte. (Einige Minuten nachher fiel dann ein Schuß; der glückliche Jäger hatte den Jltis erlegt, der der Alten die Hühner würgte. Da haben Sie 50 Centesimi für ihre Mühe.“ rief die hocherfreute, und der König schob, ohne eine Miene zu verziehen, das Geldstück ein und entfernte sich. Im nächsten Jahr aber, als Victor Emanuel wieder in der Hütte einkehrte, war der Enkel der alten Frau auch da, und nun erst erfuhr sie, wer ihr den Jltis geschossen und wem sie die Heimkehr des Enkels zu ver-danken hatte.

Nach e süß — mit Pauken und Trompeten.

In einem feinen Viertel Kopenhagens wohnt eine Dame, die wenigstens sechs Stunden jeden Tag an ihrem Flügel verbringt. Neben ihr, jedoch in einer anderen Wohnung, lebt ein Herr, dessen Arbeitszimmer nur durch eine dünne Mauer vom Heim der Klavier-Künstlerin getrennt ist. Der Herr war durch die unaufhörliche Musik in seiner Arbeit sehr gestört. Eines Tages begab er sich nun zu seiner Nachbarin und bat sie sehr höflich, so liebenswürdig sein zu wollen, ihren Flügel in einem anderen Zimmer unterzubringen. Leider konnte er nicht, fügte er hinzu, sein eigenes Arbeitszimmer verändern, weil die Bücher und Möbel gerade zu diesem Zimmer abgepaßt wären. Ein bestimmtes „Nein!“ war die Antwort, die Dame ließ sich zu keinem Zugeständniß bewegen. Nun entschloß sich der Herr, ein zwar recht theueres, aber sehr wirkungsvolles Mittel anzuwenden. Er kaufte ein Orchester und stellte es in seinem Arbeitszimmer auf. Am nächsten Morgen zog er das Instrument auf und verließ das Haus, während die Töne einer Tanzmelodie ihn bis auf die Straße verfolgten. Als er Abends wieder zurückkehrte, wurde er von derselben Musik empfangen. Das Instrument hatte den ganzen Tag dieselbe Melodie „mit Trommeln und Pauken“ gespielt! Die Wirkung blieb nicht lange aus: Die Dame hatte bereits ihre Wohnung ge-fündigt.

Königin Margherita von Italien und die kleine Strickerin.

Italienische Zeitungen erzählen folgende artige Geschichte: Auf einem Gang durch einen abgelegenen Stadttheil Roms begegnete die Königin einem reizenden Mädchen, rief es zu sich heran und fragte es: „Kannst Du auch nähen und stricken, meine Kleine?“ „O ja“, lautete die Antwort, „ich kann Strümpfe stricken.“ „Kennst Du mich?“ „Ja freilich, Sie sind die Königin.“ „Strick mir einmal ein Paar Strümpfe und schicke sie mir in die Residenz.“ Nach einigen Tagen traf dort die Arbeit des Schütlings der Königin ein, und diese schickte dem fleißigen Kinde ein Paar rotsfarbene Strümpfe, den

einen hatte sie mit Bonbons und den andern mit Geldstücken gefüllt. Am anderen Tage aber erhielt die Königin ein Dankschreiben folgenden Inhalts: „Signora, Ihr schönes Geschenk hat mir viel Schmerz verursacht: das Geld hat mein Vater genommen und die Bonbons mein Bruder gegessen; die rotsfarbenen Strümpfe aber will meine Mutter tragen.“

Macht der Gewohnheit.

Er (zu seiner Gattin): „Ach, Elise, das war heute herrlich — ich habe eine Reise im Luftballon gemacht!“ Sie: „Ruh, und da hast Du mir nichts mitgebracht?“

Nach ein Sportsmann.

Richter: „Sie sind angeschuldigt, gebettet zu haben.“ Landstreicher: „Bitte sehr, habe nur so 'ne Art Sammelporti getrieben.“

Abnung.

Kellner: „Denn Herrn auf Nummer 5 hat der Schlag gerührt.“ Hotelier: „Sie haben ihm doch nicht etwa unvorberetete die Rechnung präsentiert?“

Tüchtige Doktorfrau.

„Vor jener Dame dort, Frau Müller, muß man sich in acht nehmen; die geht nämlich immer darauf aus, einen krank zu ärgern.“ „Was Sie sagen.“ „Ja, ihr Mann ist nämlich der einzige Arzt im Städtchen.“

Gute Auskunft.

Erste Köchin: „Die Familie Ippig sucht eine Köchin. Du hast doch einmal dort gebietet; wie ist die Stelle?“ Zweite Köchin: „O, die nährt ihren Mann!“

Scheinbarer Widerspruch.

Inspektient eines Spezialitäten-Theaters: „Schnell einen Arzt, einen Arzt!“ Direktor: „Im Gotteswillen, was ist denn gekommen?“ Inspektient: „Ach, denken Sie sich, der Degenkluder hat eben eine Stiefel-nadel verluckt!“

„Er.“

„Aber ich bin ja verheirathet, Fräulein Villy.“ Sie: „Was? Sie sind verheirathet? Wie schade!“

Erste Frage.

Junger Beamter (beim Antritt seiner Stellung): „Wie steht es denn mit dem Pensionsfond?“

Eingebildeter Schriftsteller.

A: „Haben Sie schon von meinem Roman sprechen hören?“ B: „O ja, sehr viel!“ A: „So, von wem denn?“ B: „Na, von Ihnen.“

Büde der Vornehmheit.

A: (zum reichgewordenen Haus-knechte): „Nun, jetzt geht's Ihnen halt gut?“ „Es wäre schon ganz schön, aber's Dämmle ist, daß ich jetzt erst um 4 Uhr essen soll!“

Ihre Auffassung.

Hausfrau: „Marie, soeben sah ja in der Küche ein anderer Soldat?“ Köchin: „Aber gnädige Frau sagten mir doch erst vorige Woche, ich solle mehr Abwecklung in die Küche bringen!“

Bei der Keitübung.

Wachtmelster: „Einjähriger, wie kann man so oft vom Pferd fliegen? Was haben Sie für einen Beruf?“ Einjähriger: „Ach bin Mediziner!“ Wachtmelster: „Da haben Sie sich wohl selbst Sandbäder verordnet?“

Referent.

„Ist die Krankheit meines Mannes eine gefährliche, Herr Doktor?“ „Gefährlich gerade nicht, aber genau weiß man das erst, wenn der Kranke wieder gesund wird.“

Druckfehler.

Der total verschuldete Baron, der letzte Stroh eines der ältesten Adels-geschlechter des Landes, ging durch die Ehe mit der Tochter eines reichen Falsch-abfigners eine Allianz ein.

Eigener Standpunkt.

Studiosus Bummelmeier: „Was wir Kulturmenschen doch für eine Unzahl höherer und hoher Schulen und Gramina brauchen, damit unsere Faulheit amtlich festgestellt werden kann!“

Ungefährlich.

„Was sehe ich, Frau Müller? Sie sind wohlau, und doch sagte man mir heute Morgen, Sie müßten das Bett hüten?“ „Das muß ich auch; ich muß nämlich aufpassen, daß mein Mann das Bett nicht auf's Leibband trägt.“

Nobel.

Frau (die eben ihren Namen in's Fremdenbuch eingetragen hat): „Ueber unseren Namen steht „Rentier Möhrle mit Dienerschaft!““

Mann: „Schreib' hinter unseren Namen: „Dienerschaft zu Hause gelassen!““